

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsschein Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 3 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. zzgl. Postgebühren.

Redaktion: Tauchaer Str. 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunden: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5spaltige Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Die Berge kreisen.

* Leipzig, 21. Mai.

Man schreibt uns aus Baden:

Die Leipziger haben wohl noch nicht recht gewußt, welche bedeutende Persönlichkeit ihr Reichstagsabgeordneter Dr. Gasse ist; sie werden aber den richtigen Begriff von ihm bekommen, wenn sie sehen, wie sein Geist auch bei uns über den Wasser schwebt. Soeben hat man die Gründung einer „Nationalen Schule“ beschlossen, die im nördlichsten Zipfel unseres Ländchens, da wo Main und Tauber zusammenfließen, in dem Städtchen Wertheim errichtet werden soll. Diesem Produkt Gasse'schen Geistes wird in den beteiligten Kreisen eine enorme Bedeutung beigelegt und die Gründer behaupten, man sei selten an ein Unternehmen „mit solcher Begeisterung“ herangetreten, wie an dieses. In Wertheim, wo die städtische Verwaltung ein geeignetes Grundstück zur Verfügung gestellt hat, soll nun die erste vorbildliche Nationalenschule entstehen; man hofft, daß ähnliche Anstalten mit großer Schnelligkeit sich über ganz Deutschland verbreiten werden. In dem Gründungsausschuß sind die vier „nationalen“ Vereine, der Schulverein, der Sprachverein, der Kolonialverein und der alldeutsche Verband vertreten. Ein Major a. D. hat die „alldeutschen“ Anschauungen, auf denen diese Nationalenschule beruhen soll, in einer Denkschrift zusammengefaßt. Die Schule soll „Unterricht und Erziehung auf eine neue Art verbinden und dadurch eine Ausbildung erzielen, wie sie der Deutsche im Jahrhundert der Weltpolitik braucht“.

Ferner sollen Männer, die in das Ausland gehen, „mit einer unverlierbaren Deutschgesinnung erfüllt werden“, damit sie dranhin „dem Vaterland erhalten bleiben und nicht in fremden Bölkern aufgehen“.

Diese krampfhafteste Anstrengung, den Deutschen Interesse für die Weltpolitik einzupflanzen, kann nur komisch erscheinen. Es ist aber auch ein Zeichen der Zeit, daß man zu solchen künstlichen Mitteln greifen muß. Und speziell die Alldeutschen, welche gegen Polen und Nordschleswiger wüten, weil diese nicht im Deutschum „aufgehen“ wollen, erscheinen hier in spähhafter Beleuchtung.

Die Aussichten der deutschen Kolonien werden bekanntlich immer kläglicher; sie erfordern immer mehr Zuschüsse, während es für weit wichtigere Dinge daheim sehr an Mitteln fehlt. Daher kommt die Abneigung der Mehrheit des deutschen Volkes gegen Kolonialpolitik und Kolonialschwärmerei überhaupt, abgesehen von dem „Assessorismus“ und von den bekannten Vorfällen in den Kolonien, die das Ansehen des deutschen Namens im Auslande nicht gefördert

haben. Und da sollen nun einige Schulmeister das Wunder fertig bringen und schnell den Deutschen Begeisterung für das Kolonialwesen einflößen!

Mit der Weltpolitik ist es ebenso. Es giebt in der Geschäftswelt Leute, die davon träumen, man könne den Engländern ihre Vorherrschaft zur See und damit ihren Welthandel ohne weiteres abjagen. Das wird so schnell nicht gehen. Und was hat die Weltpolitik an „positiven“ Ergebnissen gebracht? Zunächst die famose „Sommerfrische“ von Kiautschou, die alljährlich große Summen verschlingt. Das soll, nach des Reichszanzlers elegantem Ausdruck, ein „Platz an der Sonne“ sein! Dann kam der chinesische Feldzug. Diesen hätten die Deutschen noch leichter entbehren können als Kiautschou. Was hat er gebracht? Eine Anleihe, deren Zinsen die guten Deutschen zahlen müssen. Sonst — nichts. Das Geschäft dabei haben die Russen gemacht.

Dagegen brachte die Weltpolitik ein großes negatives Ergebnis. Indem sie mit einer bis jetzt kaum dagewesenen Schnelligkeit die Ausgaben des Reiches steigerte, führte sie zu einem Defizit. Das Reich und die Bundesstaaten verspüren starke finanzielle Bellemungen. Die Minister sprechen von neuen Steuern. Das alles ist doch unserem Volke nicht unbelannt und daher kommt ein gutes Teil der tiefergehenden Mißstimmung, die bei jeder Gelegenheit zu verspüren ist und die durch den am politischen Horizont drohenden Brotwuchertarif auf die Spitze getrieben worden ist. Und da glaubt man im Ernste, eingelernte oder besser eingetrichterte „alldeutsche“ Phrasen würden darüber hinweghelfen!

Es ist doch eine Tatsache, daß ein großer Teil der Deutschen das Vaterland verläßt, eben weil ihm die Zustände daselbst nicht gefallen. Die mangelnde politische Freiheit, die Bevormundung durch die Polizei, die Erschwerung des Erwerbs durch tausend Ursachen, der Militarismus, die drückende Steuerlast — alles das sind mächtige Hebel, um die Auswanderung wieder steigen zu lassen, wie es tatsächlich der Fall ist. Aber kann man denn von den Auswanderern verlangen, daß sie gerade besondere Anhänglichkeit an die Zustände empfinden, wegen deren sie sich veranlaßt gesehen haben, der Heimat den Rücken zu kehren? Mit der „Deutschgesinnung“ hat dies an sich nichts zu thun; die Herren Gasse und Genossen verwechseln natürlich absichtlich „Deutschgesinnung“ mit „alldeutscher“ oder ruid heraus gesagt „national-liberaler“ Gesinnung. Und das ist schließlich des Pudels Kern. Der politisch völlig zerfahrene National-liberalismus macht verzweifelte Versuche, wieder Boden zu fassen, und er läßt „nationale“ Berge kreisen, die natürlich die bekannte kleine Maus gebären werden.

Begeisterung an sich ist eine schöne Sache. Aber wenn die „Alldeutschen“ nun mit so starker Betonung ihre Begeisterung verkünden, so glauben wir um so weniger an deren Echtheit, je voller der Mund genommen wird. Man hätte ja abwarten können, ob andere diese Begeisterung anerkannten hätten.

Das Ganze zeigt uns wieder, daß unsere „oberen Zehntausend“ nicht mehr wissen, was sie machen sollen, wenn sie der großen Sphinx des sozialen Zeitproblems gegenüberstehen. Liebt es denn in unserem eigenen Lande gar nichts, an dem sich der Hatedrang der „Alldeutschen“ in einer Weise geltend machen könnte, die dem allgemeinen Interesse förderlich wäre? Etwas dergleichen ausfindig zu machen, scheinen diese Leute gänzlich außer Stande zu sein. Schulen- und Sprachenfragen im Auslande, die Burenmot und anderes geht ihnen an Wichtigkeit weit über die Mißstände im eigenen Lande. Von Zeit zu Zeit ertönt bekanntlich ein verzweifelter Hilfeschrei aus den Lehrerkreisen ob der Not unter den Kindern der Armen, die zu Tausenden und Abertausenden mit leerem Magen zur Schule gehen und in diesem Zustande etwas lernen sollen. Wenn vorgeschlagen wird, Staat oder Gemeinde sollen helfen, dann erhebt sich alsbald ein Geschrei: das sei der Anfang vom „sozialistischen Staat“. Aber Schulen für Weltpolitik — das ist noch eine großartige Aufgabe für „national gesinnte Männer“, an der sie ihre Kräfte versuchen können.

Uns könnte das eigentlich so recht sein; je tiefer die herrschenden Klassen den Kopf in den Sand stecken, desto schneller geht die Abwärtsstufung der alten Formationen vor sich. Aber gerade weil bei uns die Empfindungen für die Leiden und die Lasten unseres Volkes und Landes selbst am stärksten sind, so müssen wir charakterisieren, wie jene mit der Stange im Nebel umherfahren.

Im übrigen können die Gründer der Nationalenschule für Weltpolitik nach einer Seite hin üble Erfahrungen machen. Die kapitalkräftigen Junker und Bourgeois werden auf das Blühen und Gedeihen der „Nationalschulen“ gerne großsprecherische Toaste ausbringen; sie werden auch mit Vergnügen manches Glas Sekt auf das Wohl dieser Institution leeren; aber im übrigen werden sie in diesem Falle den Daumen auf den Beutel halten, wie sie es immer thun.

Politische Uebersicht.

Der Gast des Jaren.

Herr Loubet hat es erreicht. Ihm ist das höchste Los gefallen, das einem Bürger der französischen Freiheits- und Gleichheitsrepublik zu teil werden kann: er ist Präsident dieser Republik und der Gast des Jaren in Peterhof geworden. Der Empfang durch den Jaren giebt dem französischen Staatsoberhaupt in den Augen seiner skeptischen Mitbürger eine höhere

Seuilleton.

Niobe.

Roman aus der Gegenwart von Jonas Lie.

10.

Frau Thekla schritt hastig den Hügel hinan, mit dem Schirm gegen Wind und Regen ankämpfend. Sie ließ sich nicht Zeit, Mantel und Gummischuhe im Korridor auszuschieben, sondern schritt direkt in das Zimmer des Doktors hinein.

„Ich habe etwas mit Dir zu besprechen, Großvater Vaarvig.“ Klang es erregt.

„Ist dem kleinen Vaard etwas passiert?“

Sie schüttelte den Kopf und setzte sich in die Sofa. „Ich habe die ganze Nacht wach gelegen, die Sache von allen Seiten beleuchtet. . . und nun möchte ich gerne wissen, was die Familienrückichten fordern, — kurz — ich will genau wissen, wie weit meine Pflicht geht — als Frau — über meine Pflichten als Mensch bin ich mir schon längst klar. . . Das Dilemma liegt hier, — wie weit ist meine Person durch die Ehe gebunden?“

„Aber liebe Thekla, Du redest ja, als ob es ernste Differenzen zwischen Dir und Kjel gäbe.“

Thekla lächelte bitter und lehnte den Kopf an den Sofarücken.

„Ach nein, — um ganz aufrichtig zu sein — es ist nichts anderes, als daß wir uns überhaupt miteinander verheiratet haben.“

„Vor allen Dingen bitte ich Dich, zu bedenken, Thekla, ob es richtig ist, Deines Mannes Eltern in Euer

Verhältnis hineinzumischen. Daß Kjel Dich bis zur Schwachheit liebt, das weiß ich, und daß Du ihm jedenfalls eine wahre Freundin und eine aufrichtige, pflicht-treue Hausfrau bist, davon bin ich überzeugt. Ich respektiere Deinen Charakter, Thekla.“

Thekla atmete von Zeit zu Zeit tief auf.

„Ich bitte den Vater meines Mannes, den einzigen Menschen auf der ganzen Welt, dem ich mich anvertrauen darf, um Aufklärung. Immer und immer wieder frage ich mich, wie weit die Pflichten einer Frau gehen. . . Bin ich gezwungen, zu wohnen, zu essen, zu trinken, mich zu kleiden — überhaupt teilzunehmen an eines Mannes Spekulationen, die nach meiner Ansicht unzweifelhaft mit dem Gelde anderer Leute ausgeführt werden.“

„Gott bewahre, Thekla, was sagst Du da?“ —

„Für mich unzweifelhaft.“ —

„Da irrst Du Dich, Thekla,“ bemerkte der Doktor kalt. „Sag, worauf Du einen solchen Verdacht gründest. Hast Du irgend einen Beweis?“

„Um Dir das Ganze anzuvertrauen, bin ich ja gekommen. . . Gestern lehrte ich unerwartet aus der „Versammlung für Verbreitung gemeinnütziger Schriften“ heim und hörte von meinem Schlafzimmer aus Kjels lautes, eifriges Reden, als ob er jemanden drinnen im Zimmer zu beruhigen suchte. Man sprach geradezu von Bankrott und Verzweiflung, wegen des letzten Waldankaufes. Da fand ich denn, daß ich das Recht habe, zuzuhören. . . Dem so hatte Kjel mir die Sache wahrlich nicht dargestellt. — Der Fremde dort drinnen war einer der Mitbesitzer der Waldcompagnie; er schien sehr niedergeschlagen und mutlos zu sein. Die so laut gepriesenen dreißigtausend Kr., die man gekauft, haben sich als in

ganz unerwarteter Weise ausgehauen erwiesen, eine große Anzahl brauchbarer Hölzer sind geschlagen, kurz vor dem die Besitzer ihre Misere Kjel und seinen Compagnonen aufgedrängt haben. . . Und Kjel listete allerlei Argumente auf, wie z. B., daß eine schlechte Spekulation durch eine gute gedeckt werden müsse, — daß die Compagnie Wald in großen Maßstäben ankaufen werde, bis sich später eine Gelegenheit fände, einen großen Coup zu machen. Das erste, was die Compagnie zu thun habe, sei, zu zeigen, daß sie im Stande sei, Holz zu schaffen. . . denn zum Konkursmachen sei es immer noch Zeit genug, meinte er.

„Und jetzt möchte ich wissen, wie weit die Pflichten einer Frau gehen.“ —

Des Doktors Antlitz hatte eine aschgraue Farbe angenommen.

„Es scheint, als sei Kjel die nicht ganz leichte Aufgabe zugefallen, einen von einer Panik ergriffenen Compagnon zu beruhigen.“ — sprach er kalt, gefaßt, — „und daß er geraten, eine unglückliche Spekulation durch eine glückliche wieder gut zu machen. . . Ich finde ganz unbeding, Thekla, daß es die Pflicht einer Frau ist, über die Affairs ihres Mannes zu schweigen, und alles nicht noch schwerer zu machen, wenn es ohnehin schon schlimm genug ist.“

Thekla nickte langsam, bitter. . . „Ich verspreche; ich bin einmal in den goldenen Berg hineingegangen. . . Jetzt muß ich alle Konsequenzen mit in den Kauf nehmen.“

„Verzeihe, Thekla,“ unterbrach sie der Doktor plötzlich — „wenn ich Dich bitte, jetzt zu gehen, ich — ich —“

Hastig griff er nach einem Stuhl, wie um sich zu stützen.